

Küchengefäße aus Plastik und klimpernde Kunststoffarmreife, synthetische Stoffe für Damenbekleidung, Gummilatschen sowie Drogerieartikel und Kosmetika.

Als ich durch die Gassen ziehe, spüre ich, wie misstrauische Blicke an mir kleben. Um mich besser einzufügen, kaufe ich einem Mädchen, das auf einer Decke Kopfbedeckungen feilbietet, eine jener rot bestickten Kappen ab, die viele in der Stadt zu tragen scheinen. Ich bilde mir ein, mit der Kappe auf dem Kopf weniger aufzufallen. Meiner Haut- und Haarfarbe nach zu urteilen könnte ich auch als Nuristani aus den Bergen durchgehen oder gar als Tadschike aus dem Pandschir-Tal.

Der Platz vor der Grünen Moschee von Balch ist wie ausgestorben. Stünde das Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert woanders, würde es viele Touristen anziehen. Die Spuren des Krieges sind überall sichtbar: Der obere Teil des *iwān*, dem gewölbten Eingangsportal der Moschee, ist weggebrochen, und von den blau gefliesten koranischen Versen, welche einst die Ränder zierten, sind nur noch einzelne Buchstaben übrig. Auch das Minarett steht nur noch zur Hälfte. Wie ein abgeschlagener Baumstumpf erinnert es an die irreparablen Schäden, die das afghanische Kulturerbe erlitten hat.

Im Schatten des *iwān* sitzt ein mittelalter Herr mit Gebetskappe auf einer weißen Baumwolldecke, die Hand auf dem stehenden Knie abgelegt. „*Al-mulk l'illah*“ steht über seinem Kopf in Mosaikschrift geschrieben, „die Herrschaft ist Gottes“.

Plötzlich erhebt sich der Rastende, faltet seine Decke zusammen, schreitet auf mich zu und beginnt, ohne sich vorzustellen, auf mich einzureden. Wegen des regionalen Akzents kann ich nur wenig verstehen. Das Persisch, welches ich vor sechs Jahren in Teheran gelernt habe, klingt weicher als das afghanische Dari und ist mit französischen Lehnwörtern durchsetzt, auch wenn es abgesehen von kleinen Differenzen im Vokabular dieselbe Sprache ist.

Dennoch gelingt es mir, einige Sätze seines Monologs aufzuschneiden. „Wir sind Muslime. Doch es gibt keinen Islam hier“, schimpft der Mann. „Schau nur in den Park da drüben, wie die Männer die Mädchen anlotzen. Dabei sollte man doch im Ramadan auch mit den Augen fasten! Außerdem haben die Menschen bei uns nichts zu essen. Ich sage dir, die Leute im Westen sind muslimischer als wir.“

Ich schmunzle in mich hinein und gebe nach außen Laute der Zustimmung von mir. Ich bin mir nicht sicher, ob mich der gesprächige Herr als Westler identifiziert hat oder mich für einen afghanischen Touristen hält. Seine Worte erinnern mich an die Klage des Sufi Abul Hasan Fuschandschi aus dem 10. Jahrhundert: „Heute ist der Sufismus ein Name ohne eine Realität, doch früher war er einmal eine Realität ohne Namen.“

Die Vernachlässigung der spirituellen Essenz zugunsten äußerer Formen ist ein Schicksal, das all die großen Religionen ereilt hat. Rumi warnte vor dieser Schieflage, er unterscheidet

zwischen der äußeren Form (*surat*) und ihrem inneren Sinn (*ma'nā*). In der Religion besteht die äußere Form aus Dogmen und Ritualen, der innere Sinn ist deren tieferer Sinngehalt. Ohne den Sinn erstarrt die äußere Form zur leblosen Hülle.

Die Sufis veranschaulichen dies mit der Walnuss-Metapher: Die Form ist wie die schützende Schale einer Walnuss. Der innere Sinn wiederum ist der Walnusskern, die göttliche Substanz, die allen Formen zugrunde liegt. Was nützt einem die Schale ohne den Kern? Im Masnawi heißt es:

Geh über die Form hinaus, flieh vor den Namen! Flieh vor allen Titeln und Namen, dem Sinn entgegen!

Die Welt, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, besteht aus unzähligen Formen. Ihnen liegt eine unsichtbare göttliche Realität zugrunde, denn Gott offenbart sich dem Menschen mithilfe von Form. Um dieses Mysterium zu verstehen, ziehen die Sufis einen „heiligen Ausspruch“ (*hadith al-qudsi*) heran, der auf Gott selbst zurückgeführt wird: *Ich war ein verborgener Schatz und sehnte Mich danach, erkannt zu werden; also erschuf Ich die Welt.* Das Anhaften an Gesetze und Rituale ohne ein Bewusstsein für deren tiefere Bedeutung ist für Rumi Götzenanbetung, eine der größten Sünden im Islam. Doch ein rein äußeres Verständnis von Religion ist im 21. Jahrhundert der Status quo unter den meisten Muslimen. Jahrzehnte der staubtrockenen Orthodoxie haben dem Islam vielleicht noch mehr geschadet als alle Angriffe von außen; und derer gab es nicht wenige. So klagte bereits im 19. Jahrhundert der ägyptische Reformkleriker Muhammad Abduh, als er von einer Reise durch Europa zurückkam: „Ich ging in den Westen und sah den Islam, aber keine Muslime. Dann kam ich zurück in den Osten und sah Muslime, aber keinen Islam.“

Das 19. und 20. Jahrhundert waren für weite Teile der islamischen Welt eine Zeit der Entwurzelung. Der europäische Imperialismus fegte mit seinem Gedankengut wie ein Tornado über die gewachsenen Weisheitstraditionen des Orients, bis diese schließlich von den Muslimen selbst für nichtig und rückständig erklärt wurden. Reformer sahen im Sufismus ein Hindernis auf dem Weg in den „Fortschritt“ nach westlichem Vorbild, während Ultraorthodoxe ihn als „unislamisch“ brandmarkten. Modernismus und religiöser Fundamentalismus führten also zu einer ähnlich starken Ablehnung des Sufitums.

Während im Westen viele Menschen einem weitestgehend spirituell entleerten Christentum den Rücken zukehrten und sich stattdessen den Glaubenssystemen von Wissenschaft und Rationalismus anvertrauten, wählte so manch ein spiritueller Entwurzelter im islamischen Osten eine dogmatische, zuweilen fundamentalistische Religionsauslegung als Anker der Gewissheit.

Im Islam hat das Zerwürfnis zwischen den Hütern der inneren Bedeutung, den Sufis, und den formtreuen Orthodoxen eine lange Tradition. Doch selten war der Bruch so stark wie in unserer Zeit. Ungebildete Mullahs in afghanischen Moscheen verunglimpfen Rumi heute als jemanden, der dem Islam geschadet habe. Dabei ist der mystische Islam in Afghanistan fest verwurzelt.

Afghanistan ist die Geburtsstätte mittelalterlicher Mystiker wie der Dichter Abdullah al-Ansari, Hakim Sanai und Abdulrahman Dschami. Ihre Werke und die Sufi-Künste wie Architektur, Kalligrafie und Musik haben einen Großteil von dem geformt, was wir heute als das afghanische Kulturerbe bezeichnen. Viele der afghanischen Muslime blicken durch die Brille der Sufis auf den Islam – selbst wenn sie keinem der klassischen Sufi-Orden angehören, wie sie über Jahrhunderte am Hindukusch existierten. Traditionelle Sufi-Werte wie Güte und Gastfreundschaft sind im afghanischen Brauchtum nach wie vor so fest verankert wie kaum woanders.

Doch über die langen Kriegsjahre ist Afghanistans Sufi-Kultur in Vergessenheit geraten. Vielmehr wurde sie verdrängt. In den Achtzigern säte man mithilfe der USA und saudischen Öldollars eine radikal politische Version des Islam. Für den Kampf gegen die gottlosen Sowjets brauchte es ideologisch getrimmte Guerillas, die zumeist in den ultraorthodoxen Koranschulen des benachbarten Pakistan ausgebildet wurden. Der religiös angestrichene Fanatismus am Hindukusch, wie ihn heute die Taliban vertreten, ist also nicht „mittelalterlich“, sondern ein ganz und gar modernes Phänomen, das unter Einmischung von außen entstanden ist.

Auch in Iran, in Syrien und der Türkei – den drei anderen Ländern, die mit Rumis Lebensgeschichte verknüpft sind – wurden islamische Mystiker bedroht, geächtet, mussten sich verstecken oder verloren ihre Praktiken an den wuchernden Materialismus unserer Zeit.

Rumi wuchs ebenso im Spannungsfeld von Mystik und Orthodoxie auf. Als er auf die Welt kam, war sein Vater ein 58-jähriger Moscheeprediger. Bahauddin Valad, so lesen wir in den Quellen, folgte den religiösen Gesetzen bis ins letzte Detail. Sein Innenleben jedoch war das eines Mystikers. In Bahauddins Aufzeichnungen, den *Ma'āref* („Mystische Kenntnisse“), berichtet er von Träumen und Visionen, die ihn in seinen Derwischklausuren heimsuchten. Durch seinen Vater lernte der junge Rumi also von Kindesbeinen einen erfahrungsbetonten Islam kennen. Die *Ma'āref* hatten einen großen Einfluss auf Rumis mystische Bildung, der sich in seiner Dichtung erkennen lässt.

* * *

Auf einmal bringt der Gebetsruf Stille in meine Gedanken. Ich entschlief mich, am Freitagsgebet in der Grünen Moschee teilzunehmen. Vielleicht würde ich so in Balch etwas von Rumis Geist spüren können.

Dutzende Männer, bauchige, schlanke, alte und junge, schlurften aus allen vier Richtungen heran. Es ist, als ob ganz Balch seine Arbeit stehen und liegen gelassen hat. Wer etwas auf sich hält, erscheint zum Gebet. Unter dem *iwān* türmen sich die Schuhe und Sandalen zu einem stetig wachsenden Haufen auf. Das Innere der Moschee ist im Handumdrehen gefüllt. Für Frauen gibt es hier keinen Platz. Sie scheinen ohnehin im Stadtbild von Balch zu fehlen.

Ich folge den Männern in einen lichtlosen Schuppen, in dem Wasserhähne für die rituelle Gebetswaschung angebracht sind. In der Mitte befindet sich ein Bassin mit abgestandenem Wasser. Allgemeines Spucken und Husten liegt in der Luft. Ich bringe die Reinigung schnell hinter mich und reihe mich zum Gebet auf einem der staubigen Teppichstreifen ein. Mein Nebenmann hat Füße so rau wie Schmirgelpapier. Ein Schwall von ramadantypischem Mundgeruch weht aus seiner Richtung in meine Nase.

Mit einem lauten Knacksen springen die Lautsprecher an. Der Mullah, den ich von draußen nicht sehen kann, beginnt seine Predigt mit einer Fürbitte. Dann erhebt er seine Stimme und ergeht sich in einer zwanzig Minuten andauernden Schimpftirade. Ja, er krächzt und keift seine Gemeindemitglieder regelrecht an. Die jedoch wirken zum Großteil gleichgültig und desinteressiert, manche dösen oder stützen ihre Ellbogen gelangweilt auf den Beinen ab.

Zum Glück kann ich bis auf die Worte „Trump“ und „Amerika“ wenig von der Predigt verstehen. Stattdessen lenke ich meine Aufmerksamkeit auf einen Jungen, der neben den Schuhstapeln Stellung bezogen hat. Der Schuhputzer, vielleicht zehn oder zwölf Jahre alt, hat dunkle Farbstreifen im Gesicht. Mit routinierten Handbewegungen schnappt er sich die Schuhe von der Türschwelle. Als Putzwerkzeug dient ihm eine ausgefranste Zahnbürste, die er in ein Glas mit schwarzem Lack taucht. Angetrieben von der Hoffnung auf die Großzügigkeit der Betenden bürstet er im Eiltempo ein Paar Schuhwerk nach dem anderen.

Als endlich Ruhe herrscht, erheben wir uns zum Gebet. „*Allahu Akbar*“, Gott ist größer, tönt es aus dem Inneren der Moschee. Im Westen wird diese Formel angesichts ihres Missbrauchs bei Gewaltakten vor allem als Kampfschrei verstanden. Im Sinne der Sufis jedoch bedeutet sie: Gott ist größer als alles, was unser begrenzter Verstand sich vorstellen kann.

Das Ritualgebet hatte ich vor zehn Jahren zum ersten Mal in Aleppo gelernt: Es beginnt aufrecht stehend, gefolgt von einer Vorwärtsbeuge mit den Händen auf den Knien, daraufhin zurück in die aufrechte Position und endet schließlich in der Niederwerfung als

Ausdruck der vollkommene Hingabe an das Göttliche. Im Sufismus repräsentiert diese Geste die bedingungslose Aufgabe des Egos dem Höchsten gegenüber.

Meine Stirn berührt den von der Sonne aufgeheizten Steinboden. Auf einmal sehe ich eine Gruppe von Ameisen über mein Teppichstück krabbeln, genau dort, wo ich gleich noch einmal mit meinen Knien niedergehen werde. Mir wird bewusst, dass mein Gebet die winzigen Insekten zerquetschen wird. Doch abbrechen kann ich es nun auch nicht mehr. Ich versuche noch, ein Stück zur Seite auszuweichen, aber dort betet bereits mein Nebenmann. Vergebens. Nach jeder meiner Niederwerfungen hört eine weitere Ameise auf, sich zu bewegen.

Das Gebet erhält nun einen bitteren Beigeschmack. Ich bemühe mich, mein Beten den kleinen Lebewesen zu widmen, auf dass sie eine gute Reise ins Ameisenjenseits haben mögen. Die zerquetschten Ameisen werden für mich zum Symbol für all das Leben, das in Balch verkümmert ist; all das Leben, das aus einer einst florierenden spirituellen Tradition hinausgepresst wurde.

Als Hunderte die Moschee auf einmal verlassen, bildet sich am Ausgangstor ein Menschenstau. Eine Handvoll Frauen in blauen Burkas kauern dort auf der Erde. Die ersten Frauen, die ich in Balch sehe – das heißt, richtig sehen kann ich sie ja nicht –, strecken ihre Hände zum Erbetteln von Almosen aus. Ein alter Mann verteilt Weißbrot an die Menge. Sogleich fällt eine Schar Kinder über den Greis her und beginnt, sich um die Laibe zu raufen. Die Szene erhöht nach dem seltsamen Gebet noch einmal das Unbehagen in meiner Magengegend.

Innerlich aufgewühlt flüchte ich in den Park neben der Moschee. Die Lebendigkeit der Laubbäume wirkt wie ein Heilmittel gegen die menschengemachte Disharmonie. Hier finde ich wieder Luft zum Atmen, setze mich ins Gras und beobachte das Geschehen. Ein junges Pärchen ruht im Schatten. Ein Junge tritt auf einem viel zu großen Drahtesel in die Pedale. Auf einmal rutscht ihm das Hinterrad weg. Er fällt um und liegt für einen Moment unter seinem schweren Fahrrad begraben. Ohne auch nur eine Träne zu vergießen, schiebt er das Rad von sich und hält sein schmerzendes Bein. Dann setzt er sich wieder auf den Sattel und dreht die nächste Runde.

In der Mitte des Parks liegt ein Spielplatz, der aus einer Schaukel und einem Klettergerüst besteht. Auf einer rostigen Eisenstange wippen zwei Jungen. Eine Gruppe von Kindern hat sich ihr eigenes Spiel ausgedacht. Drei bunt gekleidete Mädchen und ein kleiner Junge, allesamt barfuß, haben zwei Schals miteinander verschlungen. Jedes der Kinder hält eines der vier Enden der Schals fest. Dann beginnen sie, sich im Kreis zu drehen. Das improvisierte Karussell dreht sich immer schneller, bis nach ein paar Runden